Radio-Operntextbücher der Tagblatt-Bibliothek
Groschen 40 pro Nummer
In allen Buchhandlungen und in der Auslieferung, Wien, I. Wollzeile Nr. 20.

Sonntags-Beilage des Neuen Wiener Tagblattes

Moderne Tänze
Von Paul Morna
Ein Lehrbuch für Amateure
Tagblatt-Bibliothek
Preis S 1.60
In allen Buchhandlungen und in der Auslieferung, Wien, I. Wollzeile Nr. 20.

Zu Beethovens 100. Todestag.

Beethoven.

Von Hermann Bahr.

Richard Wagner bemerkt einmal, wie seltsam es doch ist, daß Beethoven zunächst eigentlich bloß von Laien verstanden wurde, lange bevor die Musikanten von Fach mit ihm etwas anzufangen wußten. Jenen Laien ging es dabei doch auch eigentlich gar nicht so sehr um Musik, es ging ihnen eher um einen Gottesdienst, und es ging ihnen jedenfalls keineswegs um Kunstgenuß, den diesen Laien war es unerträglich, Kunst genießen zu wollen; als Genußmittel schien ihnen die Kunst entweiht. Bakunin schwärmte für Beethoven, er konnte sich an der Neunten nicht satt hören, in ihr war für sein Gefühl das neue Reich, sein erträumtes Reich einer befreiten und versöhnten Menschheit, nicht bloß angekündigt, es war in ihr für ihn schon da, die Neunte war ihm nicht bloß Verheißung, sondern schon Erfüllung, sie war für ihn nicht Zukunftsmusik, sondern unmittelbare Gegenwart der Ewigkeit. Von ihrer Dynamik berauscht, hat er in ihrem Geist ein Dynamit gespürt, um alle Lügen einer unmenschlichen Gesellschaft in die Luft zu sprengen. Auch für den jungen Wagner war Beethoven ganz ebenso der große Befreier von der alten, der Ansager einer neuen Welt, die nicht mehr von der rohen Gewalt beherrscht, sondern von der Würde des Menschen verklärt sein soll. Auch heute noch sehen wir, jetzt vielleicht nicht bloß bei der Neunten, sondern noch mehr bei den letzten Quartetten, auf den Stirnen der in sich hinein mit geschlossenen Augen nach oben lauschenden Hörer einen Glanz der Erwartung, den Traum ihrer tiefsten Sehnsucht, die Hoffnung auf Wahrheit, nicht bloß zugesichert, sondern in diesem Augenblick in ihnen selbst ja schon unmittelbar gegenwärtig zu wissen. Erwachen sie dann aus dieser lebendigen Gegenwart seiner sonst bloß träumend erhofften Seligkeit, so dauert es eine Weile, bis sie doch allmählich in den fahlen Tag zurückkehren und die Kraft finden, sich wieder in den leeren Tagesschein zu schicken.

Beethoven läßt uns immer einen Gefesselten nach Entfesselung ringen sehen. Er läßt uns das sehen, nicht bloß hören: denn darin eben liegt das Geheimnis seiner Zaubermacht, daß auf sein Geheiß nicht bloß der Ton das Wort ergreift, daß er den Ton zu reden zwingt, daß er aus dem Ton den Funken zur lebendigen Tat schlägt, sondern er läßt die harte Tat dann auch noch aufquellen, um sie zuletzt wieder zu beruhigen durch Verwandlung in ein klar verweilendes Bild: rauschenden Ohrenklang verklärt der Druck seines Gebotes in beseligenden Augenschein.

Er ist einzig. Wir suchen vergebens, mit wem wir ihn vergleichen, an wem wir ihn messen könnten. Er bleibt unnachahmlich; man kann ihn höchstens allenfalls nachäffen. Es gab und gibt eine Reihe von kleinen Goethes; sie spiegeln ihn ab, sogar täuschend ähnlich. Beethoven wird ausgiebig bestohlen, aber so leicht ein angenehmes Goethisieren fällt, jeder Versuch zu Beethovenisieren erstickt in Lächerlichkeit. Beethoven hat kein Gegenstück in seiner eigenen Kunst, und er irrt selbst, wenn ihm Schiller sein Gegenstück in der Dichtung scheint, freilich für sein eigenes Gefühl ein verklärtes. Der Rheinländer flämischen Bluts erkennt sein wahres Ebenbild in der preußischen Fassung nicht: es ist Kleist. Der gleicht ihm nicht bloß an Verwegenheit, mit der er stets das Höchste von sich fordert, sein Höchstes in der reinsten Verklärung, er gleicht ihm auch in der Vermessenheit, sich mit der Kunst nicht zu begnügen, sondern auch die Kunst dann erst wieder bloß als Mittel zu gebrauchen, durch das er nun auch noch sein eigenes Dasein durchaus in einen reinen und vollen persönlichen Ausdruck verwandeln will. Goethes Werke waren für ihn selber Konfessionen; sie beichten, was sich alles mit ihm begeben hat. Aber Beethoven und Kleist gleichen einander darin, daß sich mit ihnen eigentlich überhaupt außen nichts begibt, sondern sie begeben sozusagen immer nur sich selbst, und diese Begebenheit ihrer eigenen inneren Welt als der allein wahren, bloß ihnen enthüllten, aber ihnen dann freilich alle Wunder des ewigen Wesens offenbarenden Welt wollen sie nun nicht bloß in sich hegen, sondern mit der ganzen Menschheit teilen. Was uns an Beethovens äußerer Erscheinung seltsam, ja skurril, an Kleists Stellung zu seiner Umgebung zuweilen fast Narrheit scheint, dies alles wurzelt in der ihnen gemeinsamen Leidenschaft, nun auch ihr gemeines Dasein im Alltag noch so zu steigern, daß sich ihr inneres Wesen vor seiner äußeren Erscheinung nicht zu schämen hat. Beethoven schrieb einmal an Bettina: „Dem Manne muß die Musik Feuer aus dem Geiste schlagen!", aber dieses Feuer sollte nun auch aus seinem ganzen Lebenswandel lodern. Das war ebenso Kleists Forderung an jeden seiner Schritte: Zeugnis zu geben von seiner Art. Doch die Leute fragten, wenn die beiden in Flammen standen, verwundert bloß: Wozu der Feuerlärm? Es brennt ja nirgends. Denn in den Leuten brennt es ja nie. Die beiden glichen einander auch noch darin, daß sie, von Liebe zur Menschheit überquellend und in ihr den ganzen Segen der eigenen Fülle darbietend, vor Scham verzweifelten, wenn sich dann immer wieder ergab, daß die Menschheit aber mit der dargebotenen Erlösung ja nichts anzufangen weiß, sondern nur verlegen wird. Dies lehrt uns auch das „mißhelle Betragen" verstehen, über das sich Beethovens Notenkopist beschwert hat; Beethoven durchstrich den Brief und schrieb mit großen Buchstaben darunter: „Dummer, eingebildeter, esel-

Nach einer Zeichnung von Böhringen.

hafter Kerl!" und rings um den Brief herum: „Mit einem solchen Lumpenkerl, der einem das Geld abstiehlt, wird man noch Komplimente machen! Statt dessen zieht man ihn bei seinen eselhaften Ohren — Schreibsudler! Dummer Kerl! Korrigieren Sie Ihre durch Unwissenheit, Uebermut, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, dies schickt sich besser, als mich belehren zu wollen, denn das ist gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte." Wer das liest, kann, den Aerger

des Meisters verstehend, doch kaum begreifen, daß ein so hoher, ein so reiner Mann sich so tief erniedrigt, ja seine Würde völlig zu vergessen scheint. Und ist der Leser ein Engländer oder gar ein Franzose, so wird er hinzufügen: Das ist eben deutsch! Wir können darauf nur antworten: Ja, das ist eben deutsch, aber auch die Neunte ist eben deutsch, und auch die letzten Quartette sind eben deutsch. Und gerade daran, daß der Schöpfer der Neunten und der letzten Quartette dann gelegentlich auch einmal in solche Wut ausbrechen, sich so vergessen und — scheuen wir den rechten Namen nicht! — „ordinär" werden kann, daran erkennen wir ihn als den Unsern! Dem Deutschen wird es nicht leicht. Die lateinischen Völker sind Erben einer nachgiebigen Form, die der einzelne nach Belieben dehnen oder auch wieder straffen kann, dem Deutschen aber ist Form nicht ein Mieder, das sich schnüren oder lockern läßt, er will mit ihr verwachsen, und gelingt es ihm, daß sie sozusagen seine Haut wird, so fährt er erst noch wieder bei jeder Gelegenheit aus ihr. Andre Völker haben es leichter, ihre Form zu finden, denn es stört sie nicht, wenn sie dann gelegentlich zu Konvention erstarrt, aber den Deutschen verlangt nach einer Form, die sich täglich wieder aus sich von neuem gebären soll. „Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeußersten treibt," klagt Goethe, verkennend, daß doch auch dies, wie er selbst an seinem Bruder Markus in den „Geheimnissen" zeigt, immer „auf erhabenen Antrieb" geschieht. Der Deutsche hat schwer an sich zu tragen, und er will es sich gar nicht erleichtern, er will schwitzen und gar, wenn ihn einmal zu tanzen gelüstet, bürdet er sich dazu noch rasch erst alle Lasten der Menschheit auf; so belud sich Nietzsche mit allen Nöten des geistigen Erbes. „Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre, ihm Irrtum eine Leidenschaft," sagt Goethe von seinem Herzog: es gilt von allen echten Deutschen. Darum kann auch selbst die Tat sie niemals befrieden, selbst die Tat reizt den Deutschen immer gleich wieder „umzutun, was getan ist". Jeder Deutsche hadert mit allen Deutschen darum, allein der richtige Deutsche zu sein. Goethe will alle versöhnen: wenn jeder von sich etwas abhandeln läßt, könnten sie sich finden. Es ist der Franke, der geborene Vermittler, der in Goethe wirkt. Verzicht und Entsagung werden die Leitworte seiner Altersweisheit. Kleist aber, der Preuße, und das flämische Geusenblut Beethovens wallen auf bei jeder Zumutung eines Verzichts. „Nachgiebigkeit bei großem Willen," fordert Goethe. doch auch nur im geringsten irgendwie nachzulassen, empfinden Kleist und Beethoven schon als Selbstverrat, sie können nicht das geringste Stück von sich lassen, ihr eigenes Selbst wäre dann zerstückt! Jeder Deutsche hadert mit allen Deutschen um das Recht, allein der richtige Deutsche zu sein. Kleist und Beethoven sind es wirklich, weil jeder der beiden sozusagen eine Versammlung aller deutschen Varianten ist. Sie wählen nicht unter den verschiedenen Arten, deutsch zu sein, eine für sich aus, sie können auf keine verzichten, sie müssen sich aller bemächtigen, aller deutschen Art und auch noch aller deutschen Unart, denn diese gehört ja doch auch dazu: wer sich einer deutschen Unart schämt, ist kein ganzer Deutscher, sie wollen nichts schuldig bleiben, was über den Deutschen vom Schicksal verhängt ist, sie bejahen freudig und müßten sie's mit dem Tode bezahlen, sie bejahen jauchzend, mit der Seligkeit des in seinem Schicksal verankerten Mannes, das deutsche Verhängnis.

Deutsches Wesen ist voll Innigkeit und Milde, zugleich aber hart, zänkisch und wüst, es ist aber herzensrein, doch immer von Verwirrung bedrohten Geistes, es ist ganz Mondschein im Gemüt und schreit dann immer wieder plötzlich gell auf, gequält von seiner Ueberkraft.

Und dies alles hat Beethoven dann in Musik gesetzt, und wenn ihn jetzt alle Völker feiern werden, wird die ganze Welt von deutschem Wesen erklingen.

Beethovens Größe.

Die Größe Beethovens läßt sich nicht fassen, es gibt auch kein Vergleichsobjekt, an dem sie ungefähr zu ermessen wäre, wenigstens nicht im Bereiche der musikalischen Kunst.

Allein steht er da — riesenhaft — unergründlich — unerschöpflich und ewig.

Wer den innersten Gehalt seiner Werke in sich aufgenommen hätte, bedürfte kaum einer andern Nahrung.

Doch sind es eben trotz aller Verbreitung und Popularisierung (oder vielleicht gerade deswegen) nur wenige.

Die meisten hören über seine Symphonien, Quartette und Sonaten hinweg, als wären sie irgendeine Musik.

Leider gibt es auch ihrer manche, die darüber hinweg spielen oder durch freche Uebermalung und barbarische Zutaten das Angesicht dieser Werke entstellen.

Jenen wenigen aber, die aus den ewigen Tönen den Menschen in seinen tiefsten Leiden, in seinen unsagbaren Freuden, seinen zartesten und gewaltigsten Regungen heraushören, jenen wenigen ist höchste Ergriffenheit und letzte Läuterung vergönnt.

Franz Schalk.